

2 Not der Grenze

Wer vom Raum spricht, kann über die Grenze nicht schweigen. Beide hängen aufs Engste zusammen: Ohne Grenzen gäbe es wohl den Raum, den unendlichen Raum, nicht jedoch Räume. Und ohne den Raum, ohne den Begriff des Raumes würde die Rede von Grenzen keinen Sinn ergeben: Beides wird gebündelt in Wilm Weppelmanns poetischem Dreizeiler mit dem Titel: ‚Haus‘:⁴⁸

Sich einschließen
um sich auszuschließen
raum gegen raum

2.1 Was sind Grenzen?

Was sind Grenzen? „Ontologische“ Fragen wie diese lassen sich in der Regel nur schwer beantworten. Aufschlussreicher erscheint es daher, nicht nach dem Wesen, sondern nach den Wirkweisen zu fragen: Was leisten Grenzen? Wie funktionieren sie?

Soviel steht fest: Die Grenze ist ein spezifisches Raumphänomen: sie entfaltet sich im Raum und als Folge ihrer Entfaltung begründet sie Räume. Grenzen teilen mithin den einen Raum und schaffen dadurch Räume, neue Räume, endliche Räume, vielleicht eine Vielzahl von Räumen. Denn: „Jeder Raum ist Kind oder Enkel von Trennung / den sie staunend durchgehen“.(Rilke ⁴⁹)

Grenzen teilen, trennen, scheiden – sie stellen mithin „eine echte oder vermeintliche Differenz“ her.⁵⁰ Eine Differenz „zwischen zwei Orten“⁵¹, die damit in eine ganz besondere Beziehung zueinander treten, zu wechselseitigen Bezugsgrößen werden. Unabhängig davon, ob es sich um reale oder imaginäre, körperlich fassbare oder nur vorgestellte, gar

eingebildete Grenzen handelt – der Differenzierungseffekt bleibt stets derselbe: Grenzen markieren oder bekräftigen einen Unterschied, der ohne sie möglicherweise zwar vorhanden, jedoch nicht oder nur kaum wahrnehmbar wäre.

Die Möglichkeit, etwas von etwas anderem zu unterscheiden, ist eine Voraussetzung dafür, dass etwas als etwas erkannt werden kann. Was sich nicht unterscheiden lässt, kann auch nicht in seiner spezifischen Gestalt und Beschaffenheit wahrgenommen werden. In diesem Sinne ist die Idee der Grenze mehr als nur ein Strich oder eine Linie, die zwei Orte oder Räume trennt (und derart zugleich miteinander verbindet); sie ist vielmehr ein genuines Erkenntnismittel, ein Begriff, ohne den die Welt denkerisch nicht erschlossen werden kann. Ohne die Abgrenzung von anderen Ideen lässt sich eine besondere Idee nicht denken, nicht vermitteln, ohne Unterscheidungsbemühung das Eigentümliche einer Erscheinung nicht auf den Begriff bringen. Ohne die Abgrenzung nach Außen, die nicht mit Ausgrenzung zu verwechseln ist, gäbe es kein Innen, keine Identität – weder jene personale Identität, die wir gemeinhin mit dem Begriff „Persönlichkeit“ benennen, noch jene interpersonale Affinität, die den Zusammenhalt einer Vielzahl von Menschen verbürgt. Und für das Verhältnis von räumlicher Identität und zwischenräumlicher Affinität gilt das Gleiche.

„Räume sind nicht, Räume werden gemacht“⁵² – von Menschen gemacht, weil die *Grenzen* von Menschen gemacht werden.⁵³ Weil Menschen Grenzen ziehen können und weil sie offensichtlich Grenzen ziehen müssen. Der Kulturosoziologe Georg Simmel hat das Bedürfnis, Grenzen zu ziehen, als universelle anthropologische Konstante bezeichnet. Der Mensch ist für ihn ein „grenzziehendes Wesen“, die Grenze selbst das Symbol für das Menschsein, da nur durch sie Identität und Unterscheidbarkeit gesichert werden. Folgerichtig stellt die Grenze für Simmel in erster Linie ein psychologisches Phänomen dar, die räumliche Grenze nur einen Anwendungsfall, „nur die Kristallisierung oder Verräumlichung der allein wirklichen seelischen Begrenzungsprozesse“.⁵⁴ Und Entsprechendes gilt auch für die von der Natur vorgeformten Grenzen – für diejenigen also, die der Geograph Friedrich Ratzel die „gute(n) Gren-

zen“ nannte.⁵⁵ Auch die ‚naturegegebene‘ Grenze – sei es nun eine Bergkette, ein Flusslauf, ein See oder eine Wüste – wird erst durch die Zuerkennung dieser abgrenzenden, identitätsbildenden Bewertung als Grenze zur Grenze – nicht schon allein durch ihre Gestaltqualität. Allenthalben ziehen Menschen Grenzen, um sich abzugrenzen von anderen, um zu sich selbst zu finden, um sich zurechtzufinden in der Welt. Diese Welt muss zur Welt des Menschen erst werden. Und eine menschliche Welt wird sie nur, weil die Menschen ihr durch ihre Grenzziehungen ein unverwechselbares, wiedererkennbares Muster, weil sie ihr eine Struktur geben. Mit anderen Worten: weil sie ihr eine Ordnung verleihen.

Nicht nur dort, wo sich das menschliche Leben in Naturräume hinein „dehnt“ (Spengler)⁵⁶, sondern auch überall dort, wo die Raumbildung eine menschliche Kulturleistung darstellt, werden Zuschnitt und Abmessungen, werden Relationen und Proportionen, wird „die Grenze“ oder „die Grenzen“ der jeweiligen Räume früher oder später zum Problem. Zum Problem freilich nur dort, wo diese Grenze oder diese Grenzen bewusst wahrgenommen und dann aus diesen oder jenen Gründen als deplaziert betrachtet werden. Denkbare Gründe und Begründungen hierfür gibt es zuhauf – politische, rechtliche, soziale, psychologische, religiöse, technische, ästhetische, wissenschaftliche etc. etc. Und unter diesen denkbaren Gründen und Begründungen begegnen sich rationale und irrationale, legitime und illegitime, materielle und spirituelle. Das Unbehagen an der Grenze und den Grenzen erstreckt sich über ein ‚weites Feld‘. Ein politischer Führer mag an den Grenzen seines Landes rütteln, weil er sein Volk als ein „Volk ohne Raum“ (Grimm)⁵⁷ versteht und von zu erobernden Großräumen träumt, ein Landwirt die Grenzsteine seines Acker- oder Weidelandes verrücken, sei es aus Landgier, sei es, weil er fürchtet, seine Familie sonst nicht ausreichend ernähren zu können. Ein Wohnraum mag zu klein oder zu groß, ein Freiheitsraum zu eng oder zu weit, ein wirtschaftlicher Spielraum oder ein Bildrahmen zu knapp oder zu üppig bemessen sein, um dessen Zuschnitt im Lichte der sonstigen Gegebenheiten annehmbar erscheinen zu lassen. Zahllose Gründe sind denkbar, um eine gleichermaßen zahllose Vielfalt von sinnlich wahrnehmbaren oder geistig vorstellbaren Raumbildungen im Hinblick auf

ihre Begrenzungen in Frage zu stellen. Keinesfalls immer, aber doch häufig genug geht es um die „Dehnung“ des Raumes und damit um die Öffnung und Erweiterung (um nicht zu sagen: Sprengung) der Grenzen. Und dies umso mehr, als der Sog des Raumes zur *conditio humana* schlechthin zu gehören scheint. Sowohl das – schon von den Philosophen der griechischen Klassik gerügte – ewige Mehr-haben-Wollen (*pleonexia*)⁵⁸ als auch der – von dem an der Schwelle zur Neuzeit lebenden und lehrenden Engländer Thomas Hobbes (1588-1679) als anthropologische Grundbefindlichkeit diagnostizierte – „Hunger nach Macht und abermals Macht, der erst im Tode endet“⁵⁹ weisen in die Richtung einer ständigen Grenzüberschreitungs-Tendenz. Die latente Versuchung zur Grenzüberschreitung wird mithin zur ständigen Begleiterin der Grenze. Wo der Versuchung nachgegeben wird, entspannt sich die Situation zuweilen; oft genug aber wächst die Not diesseits wie jenseits der überschrittenen Grenze. Zumindest dort nämlich, wo die Grenze menschliche Interessensphären gegeneinander abgrenzt, wird die Grenzüberschreitung in aller Regel als mehr oder minder krasse Provokation oder Aggression verstanden, die dann zumeist auch einer entsprechenden Reaktion begegnet. In Stefan Georges ‚Der Mensch und der Drud‘ wird der Zeitpunkt der Grenzüberschreitung überhaupt erst zur ‚Stunde der Wahrheit‘ erklärt: „du merkst erst den rand, wo du gebüßt hast für den übertritt“⁶⁰.

Immer wieder an die Grenzen des eigenen Dehnungspotentials zu stoßen, gehört zum Schicksal des Menschen. Je nach Veranlagung, Temperament und Charakter wird dies nicht ein Jeder im selben Maße unerfreulich oder gar unerträglich empfinden. Der eine wird sich stärker, der andere weniger eifrig ‚zur Decke strecken‘. Und nur Wenige werden ‚mit dem Kopf durch die Wand‘ brechen wollen. Grenzen als schmerzlich empfinden zu müssen jedoch wird kaum Jemandem erspart bleiben – und dies unabhängig davon, wie komfortabel die Lebenslage des oder der Betreffenden sich nach Außen hin darstellen mag. Der in ärmlichen Verhältnissen Lebende, auf staatliche Sozialhilfe oder gar auf die Barmherzigkeit seiner Mitmenschen Angewiesene wird die engen Grenzen seiner wirtschaftlichen Entfaltungsfreiheit als bedrückend empfinden. Der in der Fülle der Macht und (oder) des Reichtums Stehende wird mit

seinen weit ausgreifenden Plänen auf gesetzliche Hindernisse oder auf Barrieren stoßen, die Rivalen und Neider aufgerichtet haben. Dem zu einem Leben auf engstem Raum verurteilten Straf- oder Kriegsgefangenen kann die Begrenzung seiner Zelle zum lebenslangen Alptraum werden. Dem vor Unterdrückung oder Hunger flüchtenden Migranten mag sich die Grenze des ‚gelobten Landes‘ als unerbittliche Schicksalsbarriere erweisen. Kaum minder schmerzlich mag sich das an Kasten-, Stände- oder Klassenschranken scheiternde Freiheits- und Aufstiegsverlangen strebsamer Menschen darstellen. Und wenn auch im Zeichen der – weltweit exportierten und in wachsendem Maße in Liberalisierungs- und Demokratisierungsbemühungen mündenden – Aufklärung diese Schranken in vielen Ländern keine bedeutsame Rolle mehr spielen und sich die Selbstentfaltungskräfte vergleichsweise ungehemmt entfalten können, so hat die potentielle Not der Grenze nur andere Formen angenommen, bleibt aber als ein Grundphänomen des individuellen wie des kollektiven Lebens erkennbar und spürbar.

Die Seltenheit „grenzenloser“ Zufriedenheit und die Begrenztheit scheinbaren Glücks hat der einem Justizmord zum Opfer gefallene langjährige Kanzler des Ostgotenkönigs Theoderich in seinem – im Kerker zu Pavia im Jahre 524 verfassten – Werk ‚De Consolatione Philosophiae‘ eindrucksvoll geschildert. „Dieser hat Geld in Fülle“, heißt es da, „aber er schämt sich unedlen Blutes; den macht der Adel bekannt, aber in dürftiges Vermögen gezwängt, möchte er lieber unbekannt sein. Jener hat an beidem mehr als genug, beklagt aber sein eheloses Leben. Jener, glücklich verheiratet, aber ohne Kinder, häuft sein Vermögen für einen fremden Erben; ein Anderer, gesegnet mit Nachkommenschaft, weint traurig über die Vergehen des Sohnes oder der Tochter. Deshalb ist niemand leicht eins mit der Lage seines Geschickes, denn in einem Jeden liegt etwas, was der, der es nicht erfahren hat, nicht kennt, wer es erprobt hat, schauernd fürchtet ...“⁶¹ Die von Boethius begonnene Liste ließe sich beliebig fortsetzen und für alle nur denkbaren Lebenslagen bildhaft verdeutlichen.

Mit anderen Worten: Die Not der Grenze ist zumindest im Ansatz allgegenwärtig; jeder Mensch wird sie in dieser oder jener Weise erfahren

müssen. Und dies ganz unabhängig davon, wie weit ihn der Sog des von seinen Selbstentfaltungskräften erschlossenen Raumes getragen hat.

2.2 Wo aber Gefahr ist ...

Trotz ihrer Unausweichlichkeit weist die Not der Grenze doch auch den Weg zu ihrer materiellen oder spirituellen Selbstaufhebung. „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch“, heißt es in Friedrich Hölderlins Gedicht ‚Patmos‘.⁶² Wieviele Schöpferkräfte waren und sind es doch, die sich im Laufe der Jahrtausende und Jahrhunderte an der so vielgestaltigen Not menschlicher Begrenztheit entzündet haben und weiterhin entzünden – im privaten wie im öffentlichen Raum. Wie phantasievoll haben es die Menschen doch immer wieder verstanden, mangelnde Nahrung, fehlende Geldmittel, nicht vorhandene Materialien, unzureichende Werkzeuge, körperliche Benachteiligungen und dergleichen mehr geschickt zu kompensieren! Und was für die individuelle Lebenslage gilt, gilt auch für die kollektive Lage von Familien, Gesellschaftsschichten, Volksgruppen und Nationen. Auch sie stoßen immer wieder an die Bedingtheiten ihrer sozialen, ökonomischen, historischen, geographischen und demographischen Situation. Auch sie bemühen sich, aus der ‚Grenzwertigkeit‘ ihrer spezifischen Ausgangsposition das Bestmögliche zu machen – aus klimatischen Beschwerden etwa, einem fehlenden Meereszugang oder dem Mangel an Bodenschätzen, sonstigen Rohstoffen oder fruchtbarem Land. Auch sie mögen die Not der Grenze schmerzlich empfinden und daher auch immer wieder versucht sein, ihr Heil in Grenzüberschreitungen zu suchen. Im Lichte zahlloser Erfahrungen der Menschheitsgeschichte erwächst aus solchen kollektiven Grenzüberschreitungen jedoch eher Unheil als Heil, wofür die dem lydischen König Krösus (591-541 v. Chr.) vom delphischen Orakel erteilte Antwort („Wenn Du den Halys überschreitest, wirst Du ein großes Reich zerstören“) exemplarisch stehen mag. Die Einsicht in die potenziell unheilvolle Explosivkraft⁶³ der Grenzüberschreitung wird im Zweifel erhöhte Anforderungen nicht nur an die Bereitschaft zur Relativierung der eigenen

Ausdehnungsinteressen, sondern auch an die Freisetzung schöpferischer Ausgleichskräfte stellen. Ein schlichtes Beispiel aus der jüngeren Geschichte Deutschlands mag diese Dialektik belegen: Für viele im Gefolge des 2. Weltkrieges aus den früheren deutschen Ostgebieten Vertriebenen wie auch für deren Nachkommen wird die im Zusammenhang mit der deutschen Wiedervereinigung erfolgte Anerkennung der deutsch-polnischen Oder-Neisse-Grenze ein schmerzliches, in das deutsche Kollektivbewusstsein tief eingegrabenes Erlebnis (gewesen) sein. Angesichts der mutmaßlichen historischen Unausweichlichkeit dieser Anerkennung jedoch und angesichts der Tatsache auch, dass dieser Akt politischer Vernunft zugleich den Weg zu einer vertrauensvollen Zusammenarbeit mit Polen im Rahmen der Europäischen Union geebnet hat, lässt sich mit Fug und Recht feststellen, dass die ursprüngliche Not der Grenze sich auch in diesem Falle – zumindest bis zu einem gewissen Grade – selbst überwunden hat. Der (Rest-) Schmerz der unmittelbar Betroffenen wie der in ihrem nationalhistorischen Integritätsbewusstsein Getroffenen braucht sich nicht unbedingt in jenem Schweigen zu verlieren, von dem in Shakespeares Hamlet die Rede ist⁶⁴, bedarf aber wohl jenes Maßes an spiritueller Überhöhung, das stets angesagt ist, wenn menschliches Selbsterhaltungs- und Selbstentfaltungsstreben an unüberwindbare Grenzen stößt.

Nicht zuletzt stiftet die Grenze Ordnung – wenn vielleicht auch nicht eine Jedermann hochwillkommene Ordnung. Sie scheidet und an ihr scheiden sich die Geister, scheiden sich Friedfertigkeit und Friedlosigkeit, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Tugend und Laster. Aristoteles zufolge schafft einzig „die Gemeinschaft in diesen Dingen ... das Haus und den Staat“⁶⁵, schaffen allein die jeweiligen moralischen und politischen Grenzziehungen jene Identität, die für den Zusammenhalt der Bürger eines Staates entscheidend ist. Der Staat ist für ihn kein durch bestimmte räumliche Grenzen exakt definiertes Territorium, das von einer staatlichen Gewalt regiert wird, sondern eine moralische Gemeinschaft von Bürgern. Die Größe einer Polis stellt für Aristoteles daher auch nur ein nachrangiges Kriterium dar, da sie sich nur nach der flächenmäßigen Ausdehnung oder der Anzahl der Menschen bemisst, die die Polis be-

wohnen. Entscheidend für ihn ist das dem Staat als der „vollkommenen Gemeinschaft“ gesetzte Maß: „die Grenze der vollendeten Autarkie“.⁶⁶ Die Gemeinschaft muss sich selbst genügen können; wenn sie das kann, hat sie jene Grenze erreicht, von der ab weiteres Wachstum schädlich ist. Mag diese Grenze im Einzelfall auch schwer bestimmbar sein, so ändert das doch nichts daran, dass sie existiert und die Bürger einer Polis sie respektieren müssen, wenn sie ein gutes Leben führen wollen. Auch dieser Zwang zur steten Scheidung von Zu-Groß und Zu-Klein, von Gerecht und Ungerecht, von Gut und Böse markiert für ihn die ‚Not‘ der Grenze. Not tut, in Allem das durch die richtige Grenzziehung bestimmte Maß zu wahren – die Grenze zu erkennen und zu wahren, bei deren Überschreitung aus Wohltat Plage wird.

Der Begriff der Grenze spielt nicht nur in der Politischen Theorie, sondern auch in der Anthropologie und in der Ethik des Aristoteles eine bedeutsame Rolle. Sie, die Grenze ist es, die Menschen dazu veranlasst, etwas zu tun: „Kein Mensch würde wohl etwas unternehmen, hätte er nicht vor, an eine Grenze zu gelangen.“⁶⁷ Jene, die handeln ohne dabei eine Absicht oder ein Ziel zu verfolgen, ohne an eine Grenze gelangen zu wollen, sind unvernünftig, sie verfehlen das Spezifische des Menschseins. Gleiches gilt für Jene, die mehr wollen als ihnen von Natur aus zusteht, oder die nie genug bekommen können und nach immer mehr streben. Es gibt also, wenigstens für Aristoteles und seine Schüler, neben den von Menschen gemachten auch sogenannte natürliche Grenzen. Wer sie überschreitet, riskiert seine physische und moralische Integrität. Derjenige, „der über Vernunft verfügt“, achtet diese natürlichen Grenzen; außerdem handelt er „immer wegen etwas und [eben] dieses bedeutet Grenze, denn Ziel ist Grenze.“⁶⁸ Eine aristotelische Aussage dies, die u.a. auch in den lateinischen Begriffen *finis* und *terminus* ihre Entsprechung findet. Beide Begriffe bedeuteten ursprünglich „Grenzpfahl“; ihr Sinngehalt wurde dann allmählich zu „Grenze“, aber schließlich auch ganz allgemein zu ‚Maß und Ziel‘ erweitert. In diesem erweiterten Bedeutungszusammenhang gingen sie in viele Sprachen ein. Und in der Diskussion um die „Finalität“ der Europäischen Union ist der *Finis*-Begriff wieder zu neuen Ehren gekommen⁶⁹, nachdem er von der Politischen Philosophie

jahrhundertlang vor allem im Lichte der politischen Anthropologie des aristotelisch beeinflussten Thomas von Aquin (1224-1274) gesehen worden war. Und der von den Römern in die Sphären der Unsterblichkeit versetzte Gott *Terminus* – der Gott der Grenze und des Eigentums – diktiert mit seinen zahllosen ‚Terminen‘ noch heute den Rhythmus unserer Tage.

Auch die einer anderen geistigen Dimension angehörenden ‚natürlichen Grenzen‘ der eigenen Lebenskraft und Reichweite mögen dem Menschen die Not-Wendigkeit eines rechtzeitigen Innehaltens signalisieren. Wer im Sinne des schon erwähnten Laotse-Wortes sein Leben „zusammenhalten“ will, kann dies nur, wenn er seine ‚natürlichen Grenzen‘ erkennt – die Grenzen nicht nur des ihm Möglichen sondern (mehr noch) des ihm kraft moralischer Gewissheit Zustehenden.

Das Ziel also ist die Grenze: „Grenze“ sowohl des Einzelnen als auch der Polis ist Aristoteles zufolge die Glückseligkeit; sie allein setzt allem Streben ein Ende. Über das Glück hinaus lässt sich vernünftigerweise nichts wollen. Wer aber das Glück will, muss auch die Polis wollen, denn nur in der Polis – dem autarken, räumlich begrenzten, griechischen Stadtstaat – können sich die Menschen zu Menschen entwickeln, nur in der Polis ist ein wahrhaft glückseliges, ein vollkommenes Leben möglich. Auch die Polis selbst stellt eine Art von Grenze dar, gipfelt in ihr doch eine natürliche Genealogie, die mit dem Haus beginnt und über das Dorf zur Staatsbildung führt. Jenseits der Polis und ihrer Teilgemeinschaften gibt es nach Ansicht des Aristoteles für den Menschen keinen annehmbaren Lebensraum: „Wer ... nicht in Gemeinschaft leben kann oder in seiner Autarkie ihrer nicht bedarf, der ist kein Teil des Staates, sondern ein wildes Tier oder [ein] Gott.“⁷⁰ Die Polis lässt sich mit Aristoteles darüber hinaus als ein komplexes System von Grenzziehungen beschreiben: Nur Griechen können eine Polis bilden und in den Genuss eines vollkommenen Lebens kommen. Barbaren, sämtliche Nicht-Griechen also, sind dazu aufgrund eingeschränkten Vernunftvermögens nicht in der Lage; sie eignen sich bestenfalls als Sklaven, die von den Herren eingesetzt werden, um die ehrlosen Arbeiten zu verrichten. Nur freie Männer mit Bürgerstatus können die Polis regieren und ein wahrhaft menschliches Le-

ben führen. Kinder, Frauen und Sklaven müssen sich regieren lassen – sie sind ein notwendiger Teil der Polis, haben jedoch keinen Anspruch auf gleichberechtigte Teilhabe; sie sind Mittel, nicht Zweck, Außen, nicht Innen. Auch Fremde sind ausgeschlossen; sie dürfen wohl Handel treiben, manchmal auch Landbesitz erwerben, besitzen jedoch keine politischen Mitwirkungsrechte. Man benötigt sie – das ist alles!

Das Beispiel der Polis zeigt: Menschen und Mauern alleine machen noch keine Stadt und noch keinen Staat. Würde man die Polis mit einer Mauer umgeben, so Aristoteles, hätte man wohl einen Raum abgegrenzt mit Menschen darin, doch keinen Staat geschaffen. Das Wichtigste – der innere Zusammenhalt, die kollektive Identität, das Bewusstsein gemeinsamer Bürgerschaft – ließe sich auf diese Weise nicht herstellen. Wenn sich die hinter der Mauer Lebenden nicht einig sind, hilft der stärkste Wall nicht, dann ist es um die Polis und ihre Bewohner geschehen. Der Fall der „Berliner Mauer“ an der Wende der 80er zu den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts hat diesen Zusammenhang sehr deutlich gemacht. Gleichwohl haben Mauern ihre Qualität: Hinter ihnen kann man in Deckung gehen, Schutz suchen und anrückenden Feinden ein starkes Hindernis entgegensetzen. Jahrhundertelang trotzten Trojas Mauern allen Feinden; erst durch List konnten sie überwunden werden. Selbst Aristoteles erkennt die Notwendigkeit von Mauern an: „Einem ebenbürtigen und an Zahl nicht sehr überlegenen Feinde gegenüber ist es nicht ehrenvoll, hinter festen Mauern Schutz zu suchen. Da es aber durchaus vorkommen kann, dass die Masse der Angreifer für die menschliche Tapferkeit einer Minderzahl zu groß wird, so muss man, wenn man sich retten und nicht Unglück und Misshandlung erleiden will, annehmen, dass die zuverlässigste Festigkeit der Mauern auch am kriegsgemähesten ist ... die Städte nicht zu ummauern bedeutet dasselbe, wie wenn man einen jedem Einfall offenen Ort suchen und die Höhenzüge ringsum abtragen oder um die Privatwohnungen keine Umfassungsmauern errichten wollte, da sonst die Bewohner feige würden. Man muss auch beachten, dass Bürger, die ihre Stadt ummauert haben, durchaus frei sind, sich ihrer zu bedienen oder nicht; wer aber keine Mauern hat, hat keine Wahl. Wenn es sich aber so verhält, dann soll man nicht nur Mauern ... ziehen, son-

Raum und Grenze

Mayer-Tasch, P.C.

2013, VIII, 172 S. 24 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-03014-8